

1

Eines Morgens zogen sie vorbei wie das Summen einer Hornisse, kaum dass ein Moment verging.

Sie.

Die Wintermädchen.

Die Männer, die gebeugt auf den Feldern arbeiteten, richteten sich auf, um ihnen nachzusehen. Die Frauen hielten beim Fegen inne, die Kinder im Spiel: zwei knochige Frauen gingen erschöpft, die Last des Lebens auf den Schultern, über den Dorfplatz.

Zwei Frauen, gefolgt von vier Schafen und einer Kuh, die gleichmütigen Schrittes einen mit irgendwelchem Krempel beladenen Karren hinter sich herzog.

Am Ende der holprigen Straße, die sich zwischen den Rübenfeldern hindurchwand, befand sich noch immer das Haus des Großvaters – und auch ihres –, das von den Ästen eines mächtigen Feigenbaums fast verdeckt wurde.

Fledermäuse und Uhus schreckten auf und flatterten im Kreis. Efeu überwucherte das Mauerwerk, die Blätter waren in jede Ritze eingedrungen, und der Schornstein ragte groß und wuchtig wie eine Turmruine in den Himmel. Zu dem alten Haus gehörte ein kleiner Garten mit einem Zitronenbaum und Büschen voller Schmetterlinge, in denen es leise raschelte und knackte; dahinter floss ein Bach, in dem es schlanke, schmackhafte Forellen gab.

2

Jenseits des Bachs begann der Wald mit seinen stark belaubten Bäumen, eine dichte und undurchlässige Welt aus Pflanzen, die, ineinander verschlungen, vom Boden bis in die Baumspitzen reichten, umgeben von Gärten und Gemüsebeeten.

Es regnete, und die Schwestern gingen ins Haus.

Sie und auch die Tiere.

Sie fegten den Boden. Entfernten die Spinnweben. Stellten die Dinge auf, die sie mitgebracht hatten. Kochten eine Suppe. Das Licht schwand, und es wurde kälter.

Ein vertrauter, heimischer Geruch hüllte sie ein, der sie an die sanfte Wärme vergangener Sommertage erinnerte, an Mahlzeiten im Garten und die verlorene Kindheit. Doch er erzählte auch vom Krieg, der Feuchtigkeit und dem bösen Lachen. Ratten. Wut.

Die eine setzte sich dicht neben die andere und sagte:

„Hier wird es uns gut gehen.“

Die andere entgegnete:

„Ja.“

So verbrachten sie eine Weile, in Gedanken mit diesen Worten befasst, während sie schweigend ihre Suppe löffelten.

„Hier wird es uns gut gehen.“

Ohne Angst. Vielleicht mit einem unguuten Gefühl, einer unbestimmten Vorahnung.

„Ja. Wird es.“

Weit weg von Tierra de Chá hatten die Schwestern sich nach und nach an ein anderes Klima, an andere Gebräuche gewöhnt, doch niemals hatten sie aufgehört, von dem Haus und dem Feigenbaum oder den grünen Wiesen im Regen zu träumen.

Abgesehen von dem Feigenbaum, der schief und krumm weit über das Dach hinausgewachsen war, war das Haus noch genauso, wie sie es verlassen hatten, als sie dreißig Jahre zuvor aus diesem Ort geflohen waren.

Nun saßen sie wieder an dem Holztisch und betrachteten alles mit Tränen in den Augen, während die Suppe allmählich kalt wurde.

Sie erinnerten sich an alles.

Wenn man das Haus betrat, gelangte man am Ende des dunklen kühlen Flurs, in dem stets die Hunde dösten, links in die Küche, die zum Garten hinausging, wo im Frühling alles in herrlicher Blüte stand; Äpfel- und Birnbäume, der Zitronenbaum, Bougainvillea, deren köstlicher Duft die Zimmer des Hauses erfüllte, Hortensien, der verlassene Taubenschlag, der Heuhaufen und die Beete.

Wenn die Birnen von den Bäumen fielen, war das dumpfe Geräusch des Aufpralls bis in den hinteren Teil des Hauses zu hören, und die Hühner stoben panisch auseinander.

Es gab weder fließendes Wasser im Haus noch ein Badezimmer. Als Toilette dienten ein paar Gruben in der Nähe des Stalls, die man gegen den Geruch mit Stechginsterzweigen abgedeckte.

Und dann war da noch der Dachboden. Auf dem Dachboden wurden die Nähmaschinen aufbewahrt, die Garnspulen, Kerzen, Kisten, Bücher, Papiere, Bettbezüge, Kartoffeln mit dicken violetten Keimlingen.

Auf dem Dachboden weinten die Kinder, dort hingen die toten Kapaune, bevor sie gegessen wurden, dort gab es Regenschirme mit kaputten Stangen, Spinnweben und Fledermäuse.

Daran erinnerten sie sich noch gut.

Daran und dass im Haus Menschen und Tiere zusammenlebten. Es war ein vertrautes Miteinander, ein Gemisch von Gerüchen, das das ganze Haus durchzog und dessen Ziel es war, für mehr Wärme zu sorgen. Der Stall lag direkt neben der Küche, unterhalb des Schlafzimmers.

Wenn es dunkel wurde, begleitete das leise Muhen der Kühe die Menschen die Treppe hinauf.

Mit dem hellen Feuer, das im Herd loderte und alles in behagliches Licht tauchte, war die Küche immer der Ort im Haus gewesen, wo sich die Menschen von Tierra de Chá versammelt hatten.

Während Mais geschält, Kastanien geröstet oder Pullover gestrickt wurden, wurden hier die absonderlichsten Geschichten erzählt: von der Wölfin, die ins Dorf kam, um sich die gerade geborenen Säuglinge zu holen; von der Schlange, die an der Zitze einer Kuh gesaugt hatte; oder märchenhafte Geschichten von Eseln, die mit Taschen voller Münzen be-

laden waren ... (Erinnerst du dich noch? Natürlich erinnere ich mich!)

Dort, am Herd, redete man auch viel über Kuba. Viele Leute aus dem Dorf waren dorthin ausgewandert, vor allem, um nicht zum Wehrdienst in den Rifkrieg nach Marokko geschickt zu werden, und in Kuba wuchs das Geld auf den Bäumen, Goldmünzen und Perlenketten anstatt Birnen und Äpfeln. In Kuba aß man geschmorten Papageienbraten und gefüllte Kolibris, und die Frauen gingen nackt durch die Straßen.

Am Kopfende des Tisches, direkt am Herd, hatte immer Don Reinaldo gegessen, der Großvater der Wintermädchen, einer der weisesten und einflussreichsten Männer im Dorf, stets in Cord gekleidet, mit seinem dichten, vom Tabak verfärbten Bart und den meerblauen Augen. An den kalten Winterabenden wurde er nicht müde, von den vielen Verrücktheiten zu erzählen, die sich im Dorf zugetragen hatten. Dann gab er stets die Geschichte des Mannes zum Besten, der eines Tages ins Dorf zurückgekehrt war und behauptete, ein Huhn zu sein. Der so verrückt war, dass er sogar Eier legte; und die Familie folgte ihm auf den Fuß, damit ihr keines davon entging.

Zwischen den Wintermädchen, die damals noch Kinder waren, hatte Don Manuel, der Priester, seinen Platz. Klein und dick wie er war. Der Priester von Tierra de Chá war ein Vielfraß. Er war immer nur mit einem Bein in der Kirche und das andere streckte er schon unter den Esstisch. Kaum hatte er seine Predigt beendet, verließ er die Kirche mit wehendem Talar. Den Stoff flüchtig angehoben, um ihn vor dem herumliegenden Mist zu schützen, eilte er mit großen

Schritten über den Dorfplatz zum Mittagstisch. Wenn die Haushälterin ihm die Serviette um den Hals band, gluckste er vor Freude. Der Anblick der Speisen ließ ihm das Wasser im Mund zusammenlaufen: eine gute Suppe, mit Steckrübenstängeln, Salzkartoffeln und Speck, Chorizo und Rippchen, dann einen Braten oder gebratene Eier mit Schinken, ein ganzes Brot und einen halben Liter Landwein. Zum Nachtsch Milchreis mit zerlassener Butter, die am Gaumen den klebrigen Nachgeschmack der Küsse seiner Mutter zurückließ. Und natürlich durfte zum Abschluss der Kaffee nicht fehlen.

Niemand wollte neben ihm sitzen, wegen des unangenehmen Geruchs, den er verbreitete. Es war nicht der Gestank nach Stall oder Schweiß, nicht einmal der nach Essensdünsten, der Priester roch nach muffiger, lang aufbewahrter Kleidung und eben nach Priester. Es war ein dumpfer kastanienfarbener Geruch, in jedem Fall ein Geruch, der mit Betschwestern zu tun hatte und mit gekochtem Blumenkohl.

Dem Priester gegenüber saß Señor Tiernoamor, der Zahnmechaniker, daneben Tío Rosendo, der zwar „Onkel“ genannt wurde, jedoch keiner war, und der, wenn Bedarf bestand, die Kinder unterrichtete. Neben ihm dann ... „Wie hieß der noch?“, fragte eins der Wintermädchen das andere. „Ich erinnere mich nicht“, antwortete die Angesprochene. Jedenfalls der, der die Kapaune züchtete, der Caponero, und dahinter die Frauen, welche auch immer, kam drauf an, welcher Tag es war. Tristán, der mit den Kapaunen hieß Tristán.

Wer niemals fehlte, war die Witwe Meis mit den breiten Oberschenkeln und den dünnen Waden. Auf ihrer Oberlip-

pe war der Schatten eines Schnurrbarts zu sehen – wie bei fast allen Frauen in Tierra de Chá. Die Witwe hatte Tío Rosendo am anderen Ende des Tisches immer verführerische Blicke zugeworfen, und dieser hatte daraufhin seufzend die Mütze abgenommen.

Und dann hatten Don Reinaldos Magd, deren Name Esperanza war, ihren Platz am Herd und ihr kleiner Sohn Ramonciño.

Jetzt erinnerten sie sich wieder an ihn, an den kleinen Ramonciño mit dem großen Kopf und den winzigen Ohren – sie waren kaum größer als Kirschen –, der sich am Herd so gern von seiner Mutter die Brust geben ließ, in der heimeligen Wärme, wo es immer ein wenig nach dem Rauch der Stechginster-Wurzeln und nach Chorizo duftete. Wenn er nach der Siesta erwachte („Weißt du noch?“ – „Wie könnte ich das vergessen?“), lief er immer in die Ecke, um seinen kleinen Schemel zu holen, und machte es sich bei den Frauen bequem, um ihre Geschichten zu hören.

Tierra de Chá war ein derart abgeschiedenes Dorf, dass seine Einwohner bettelarm waren – und ewig an der Mutterbrust hingen, wie die Bauern aus der Umgebung gern hinzufügten.

Auf Ramonciño traf das in jedem Fall zu. Sobald er ein wenig jammerte, knöpfte seine Mutter sich die Bluse auf und schob ihn an ihre großen, von bläulich schimmernden Venen durchzogenen Brüste. Das Kind saugte gierig an den Brustwarzen, zuerst an der einen, dann an der anderen, und schob sich die Brust so weit in den Mund, dass die Milch ihm über die Lippen und am Hals hinunterrann. Nur hin und wieder, wenn das Kind sie in die Brustwarze biss, zuck-

te Esperanza leicht zusammen, ansonsten ließ sie die Prozedur stoisch wie ein Felsen über sich ergehen.

Ramón, Ramoncño; jeder kannte seine Mutter, und nur wenige wussten, wer sein Vater war.

Eines Tages kam der Großvater der Wintermädchen dazu, während die Mutter das Kind stillte. Als er den Jungen sah, der zu der Zeit wohl sechs oder sieben Jahre alt war, vor sich hin plapperte und sogar schon in der Fibel las, kratzte er sich an den Kopf.

„Hör mal, der Lümmel ist doch wirklich zu alt, um noch die Brust zu kriegen. Du musst was dagegen tun“, sagte er zu Esperanza.

Doch die Magd zuckte nur mit den Schultern. Wenn sie ihm nicht die Brust gäbe, würde er den Mund gar nicht erst aufmachen, meinte sie. Dabei war es in Wahrheit allein sie und nicht die Armut, die das Kind an der Angewohnheit festhalten ließ: Sie wollte einfach nicht, dass ihr Sohn das Gleiche durchmachte wie sie selbst.

Und das war Folgendes: Sie war als winziger Säugling ausgesetzt worden, und eine arme Frau namens Nicolasa hatte sie vor der Tür ihres Hauses gefunden, als sie vom Bad in den heißen Quellen von Lugo zurückkehrte. Das Kind hatte, umsichtig eingewickelt, in einem Korb gelegen, in den man außerdem eine Flasche süßen Weins und frisch gebackene Filloas, dünne Pfannkuchen, gegeben hatte. Die Frau nahm den Korb, und während sie die Filloas aß, dachte sie über einen Namen für das Kind nach. Schließlich nannte sie es „Esperanza a la Puerta de Nicolasa“, schließlich hatte es hoffnungsvoll vor ihrer Tür gelegen, und ernährte es jahrelang mit Ziegenmilch, wobei sie das Kind direkt an der

Zitze des Tiers saugen ließ. Die Ziege gewöhnte sich an das kleine Mädchen, und wenn sie abends vom Berg zurückkam, sprang sie der Herde voraus, stieß die Tür mit der Schnauze auf, suchte das Kind im Haus, hob ein Bein und hielt ihm das Euter hin.

Über das Kind, das von der Ziege gesäugt wurde, wurde im Dorf noch lange gelacht, und als Esperanza alt genug war, um es zu begreifen, schwor sie sich, dass das Erste, was sie ihrem eigenen Kind einmal geben würde, die Brust wäre, die man ihr selbst verweigert hatte („eine Mutterbrust, wie es sich gehört“, waren ihre genauen Worte).

Und so stillte sie ihren Sohn über sieben Jahre, bis zu dem Tag der Entwöhnung, nachdem Don Reinaldo sie zur Ordnung gerufen hatte.

Die Wintermädchen erinnerten sich noch gut, wie an jenem Tag das ganze Dorf ins Haus gekommen war, um Esperanza Ratschläge zu erteilen. Señora Francisca zum Beispiel, die Bäckerin und Mutter von acht Kindern war, hatte gesagt:

„Gib ihm Brühe stattdessen.“

Tía Esteba, die die Toten ankleidete, hatte gemeint:

„Er wird dich noch aussaugen.“

Dann war die hinkende Gumersinda gekommen und hatte mit dem Finger auf Esperanza gezeigt:

„Er wird dir für immer am Rockzipfel hängen.“

Und der Priester hatte geraten:

„Bete, das hilft immer.“

Die Mutter des Kindes hatte nur mit den Schultern gezuckt und allen das Gleiche geantwortet:

„Wenn ich ihm nicht die Brust gebe, macht der Bengel gar nicht erst den Mund auf.“

3

Ein paar Tage später war der Großvater mit einer Schale aufgetaucht. Darin war eine Paste, die er selbst aus bitteren Kräutern, Asche und Zitronensaft zusammengemischt hatte.

„Morgen schmierst du dir das auf die Brust“, hatte er befohlen. „Du wirst schon sehen, dass der Junge danach sein ganzes Leben lang nicht mehr nach der Brust verlangt.“

Am folgenden Morgen schmierte sich Esperanza tatsächlich die Paste auf die Brust. Wenig später kam das Kind mit dem Schemel und setzte sich zum Saugen hin. Drei- oder viermal leckte es mit der Zunge über die Brustwarze seiner Mutter und wandte sich jedes Mal entsetzt ab und verzog das Gesicht.

„Was ist los, Ramonciño?“, fragten die anderen Frauen spöttisch. „Heute keine Brust?“

Viele Jahre später, als Esperanza schon gestorben und aus Ramonciño Ramón der Seemann geworden war, der sich einschiffte und für zwei Jahre über die Meere fuhr, war seine Antwort auf die zum Scherz immer noch dann und wann gestellte Frage stets die gleiche gewesen:

„Heute schmeckt die Brust ganz furchtbar.“

An all das und noch viel mehr erinnerten sich die beiden Frauen, während sie sich in dem Haus wieder einrichteten.

Tränen in der Suppe.

Die Wintermädchen.

Nun schliefen sie wieder, wie sie es als Kinder getan hatten: zusammen in einem Zimmer mit feuchter, abbröckelnder Decke und einem Fenster, das auf den Garten hinausging, mit einem Kreuzifix über der Tür und einem Foto von Clark Gable an der Wand, in zwei schmalen Eisenbetten auf mit Maisblättern gefüllten Matratzen, lang ausgestreckt wie zwei prähistorische Saurier und mit offenen Mündern leise schnarchend. Niemand hatte sie seit ihrer Ankunft gestört. Bis eines frühen Morgens eine von ihnen, durch ein Geräusch alarmiert, abrupt ein Auge öffnete.

„Du, was war das?“, fragte sie die andere.

So verharrte sie eine Weile, ein Auge geöffnet, das andere zugekniffen, die Hände wie Pfoten auf dem Laken, still und kalt wie eine Eidechse.

Ihre Schwester, die nun auch endlich erwachte, richtete sich mit einem Ruck auf. Im Bett sitzend, lauschte sie aufmerksam.

„Ich höre nichts ...“, sagte sie.

„Weil du noch schläfrig bist“, entgegnete die andere.

„Wie gut, dass du immer alles besser weißt“, sagte die Ältere ungehalten. Sie streckte die Hand aus und tastete auf dem Nachttisch herum. „Was weißt du schon von meiner Schläfrigkeit! Schließlich ist es meine und nicht deine. Wo sind meine Zähne? Hast du sie etwa?“

„Was sollte ich denn mit deinen Zähnen anfangen?“

Die Jüngere gähnte, sodass die andere ihren Gaumen sehen konnte, der so rot war wie eine Tomate.

„Wie kannst du nur so unleidlich sein ...“, sagte die Ältere. Sie tastete immer noch mit der Hand über den Nachttisch, bis sie das Gebiss gefunden hatte. Rasch steckte sie es sich in den Mund, und ein kurzes knackendes Geräusch war zu hören. Dann sprang sie aus dem Bett, zog den Nachttopf darunter hervor und hob ihr Nachthemd an. „Kein vernünftiger Mensch würde dich ertragen!“, fuhr sie fort, während sie sich hinhockte, um sich zu erleichtern. „Du kannst von Glück sagen, dass du mich hast!“

Als sie fertig war, übernahm die andere den Platz auf dem Nachttopf.

Die eine stehend, die andere sitzend, lauschten sie erneut nach unten.

„Und wenn es die Guardia Civil war? Irgendwann werden sie nach uns suchen ...“, meinte die, die auf dem Topf saß. Sie stand auf, zog sich das Nachthemd wieder glatt und schob den Nachttopf unter das Eisenbett.

„Sicher war es nur die Greta“, beruhigte die andere sie. „Die Stechfliegen machen sie nervös.“

Sie ging zu der Klappe im Boden hinüber und öffnete diese. Wie die plötzliche Enthüllung von etwas, das in ihrem Inneren verborgen war, drang der durchdringende säuerliche Geruch des Stechginsters, der den Tieren im Stall als Lager diente, zu ihnen herauf.

Und da stand sie, ihre goldfarbene Kuh, ein galicisches Blondvieh, das anstatt wie alle anderen Kühe in Tierra de Chá Marela oder Teixeira zu heißen, auf den Namen Greta

hörte. Greta wie Greta Garbo. Als die eine der Schwestern das dreckverkrustete Hinterteil und den Schwanz der Kuh erspähte, den sie unruhig hin und her schwang, um die Fliegen zu verscheuchen, seufzte sie erleichtert.

Eine Weile verharrte sie so, auf den Knien, den Kopf durch die Falltür nach unten gestreckt. Sie lauschte auf das Mahlen der Kiefer und richtete ein paar mütterliche Worte an die Kuh: „Ganz ruhig, Gretiña, wir sind ja da!“ – zärtliche Worte, wie sie niemals ein Mensch zu hören bekommen würde, Worte, die sich in dem Stechginstergeruch auflösten, der über die Wintermädchen hinwegwaberte, der durch die Tür drang, sich ausbreitete und weiterzog, weiter in den Norden. In den Wald, in dem man mehrere Tage verbringen konnte, ohne einem Menschen zu begegnen, wie damals, als sie sich verlaufen hatten. Dann wurde die Klappe mit einem Knall wieder zugeworfen. „Es ist Greta, nur Greta. Greta und die Stechfliegen!“

„Du mit deinen Stechfliegen!“, sagte ihre Schwester. „Ich meine das Rascheln der Blätter draußen. Hörst du nicht? Da kommt jemand.“

In den Augen der anderen blitzte es kämpferisch.

„Dann halt den Mund, du dumme Nuss!“

Sie lauschten wieder. Überall, in der Küche, im Eingangsbereich, über dem Boden, im Bett und sogar in den Schubladen summten die Fliegen, hartnäckig und lästig. Greta Garbo war eine prächtige Kuh, mit einem Euter, das immer prall mit Milch gefüllt war, und mit Zitzen so hart wie Möhren. Doch sie war leicht reizbar, mehr wie ein Esel als eine Kuh, und die Fliegen machten sie rasend. Wenn sie um sie herumschwirrten, trat sie mit den Hinterläufen aus,

brüllte und schnappte manchmal sogar nach Menschen. Nun allerdings war sie vollkommen ruhig.

Jemand klopfte an die Tür.

„Wintermädchen! Öffnet die Tür, Wintermädchen!“

Von Angst erfasst (oder von Aufregung), umarmten sich die Schwestern.

„Was rufen sie? Wintermärchen?“, flüsterte die eine mit der Nase dicht an der Brust der anderen.

„Wintermädchen“, sagte die zweite. „Sie nennen uns Wintermädchen. Das hab ich zumindest verstanden.“

„Wintermädchen ...“, wiederholte die Erste nachdenklich.

„Genau, Wintermädchen. Und wenn du bitte deine Nase nicht an meiner Jacke abwischen würdest!“

Sie stürzten die Treppe hinunter. Die eine der beiden, die hintere, warf sich auf die andere, um sie zurückzudrängen und ihr einen Stoß zu verpassen; die andere versuchte, sie an der Schulter zurückzuhalten, jedoch vergeblich. Sie fielen hin, rollten über den Boden und rappelten sich wieder auf.

Dann standen sie vor der Tür, eine an die andere geschmiegt, Körper an Körper, und wagten nicht zu öffnen.

Sie waren sehr unterschiedlich, die Wintermädchen.

Das ältere war dürr und knochig, hatte ein schmales Gesicht und eine Adlernase. Die Härte der Jahre, die hinter ihnen lagen, hatte jegliche Milde, jegliche Zärtlichkeit aus ihrem Kinderherzen gerissen, das Vertrauen in sich selbst und die anderen. Übrig geblieben war eine sture Trägheit, die in einen streng geregelten Tagesablauf eingebettet war. Eingeschlossen in ihr ganz persönliches Universum aus

Klatschzeitschriften, Radio-Hörspielen und tränenreichen Seifenopern, hatte sie nur eine wahre Leidenschaft: ein krankhaftes Sicherheitsbedürfnis und den eindringlichen Wunsch, dass niemand ihren Frieden störe. Daher stand sie jeden Tag auf, arbeitete und schlief wieder, ohne an etwas anderes zu denken. So wiederholte sich Tag für Tag das, was sie ihre „angenehme Routine“ nannte. Als sie zwanzig Jahre alt war, hielt man sie für vierzig. Und nun, mit fünfunddreißig, war sie alterslos.

Bei der jüngeren Schwester fiel sofort das rabenschwarze gewellte Haar ins Auge, die straffe Figur, die vollen Lippen und vor allem ihr sanfter Blick aus den grünen Augen mit den goldfarbenen Sprenkeln. Wenn die Ältere die Stimme erhob, schwieg die Jüngere; sie passte sich ihr und ihrem strikten Tagesablauf an, jedoch nicht, weil es ihr sonderlich gefiel, sondern weil es das Einzige war, was sie hatte und was ihr ein sicheres Leben garantierte, ohne jegliche Unruhe und ohne übertriebene Aufregung. Sie war immer sehr geduldig gewesen, wobei diese Geduld ihre größte Tugend war, wenn nicht ihr größtes Laster.

Was genau waren sie? Sie waren keine Kinder mehr. Und auch noch nicht alt.

Doch sie waren bereits in einem Alter, in dem man in Ruhe leben wollte. In Ruhe vor was?

„Wer ist da?“, fragten sie nach einer Weile.

Die Kuh im Stall muhte.